

Hintergrund

Die Intellektuellen, welche die Französische Revolution getragen haben, wussten von ihren philosophischen Lehrern (Bacon, Locke, Condillac), dass die Sprache nicht nur ein Mittel zur Kommunikation mit anderen Menschen ist, sondern auch – und sogar vor allem – geistige Erfassung der Welt, Denken. Und sie verzweifelten daran, dass das in den Sprachen enthaltene Denken nicht mit den Vorstellungen aufgeklärter Wissenschaft übereinstimmt und dass die verschiedenen Sprachen auch noch verschiedene Formen dieses unaufgeklärten Denkens sind. Beide Eigenschaften der Sprache – Unge nauigkeit und Verschiedenheit – waren massive Hindernisse der Aufklärung.

Es war deswegen eine radikale Arbeit an der Sprache (das heißt am Denken) notwendig, wenn man der Wissenschaft und der Aufklärung zum Sieg verhelfen wollte. In der neuen, wissenschaftlich-philosophisch begründeten Gesellschaft sollte natürlich nur das Richtige gedacht werden. Die Republik fand sich aber zwei großen sprachlichen Problemen gegenüber. Erstens war Frankreich ein Land, in dem viele Sprachen gesprochen wurden. Nach einer Erhebung des Abbé Grégoire, des wichtigsten Vertreters jakobinischer Sprachpolitik, sprach nur ein Fünftel der Bevölkerung Frankreichs Französisch, zwei Fünftel sprachen es schlecht, und die restlichen zwei Fünftel überhaupt nicht, sondern niederländisch, deutsch, okzitanisch, italienisch, katalanisch, baskisch, bretonisch. Und zweitens war auch das Französische selbst, die Sprache der Aufklärung und jetzt auch die „Sprache der Freiheit“, also der Demokratie, nicht auf der Höhe der Wissenschaft und der neuen aufgeklärten politischen Realität. Es galt also, das Französische selbst zu „revolutionieren“, richtiges Denken in die Sprache zu bringen. Aber schlimmer als das bisschen Abweichung vom richtigen Denken im

Dieses Lob sprachlicher Vielfalt beinhaltet eine Wende zur deutschen Sprachphilosophie

Französischen war, dass fast zwei Fünftel des Volkes anders und schlechter dachten als die Französischsprachigen, denn ihre Sprachen enthielten ein Denken, in dem die Sünde aller Aufklärung steckte: „le préjugé“, das Vorurteil. Wie sollte da der neue Souverän, das Volk, gemeinsam und politisch richtig denken? Die Französische Republik entwarf daher ein Programm der sprachlichen Vereinheitlichung Frankreichs, der „uniformisation“ der Republik. Der Abbé Grégoire schlug eine sprachliche Immersion aller Bürger ins Französische in allen Medien vor, sozusagen eine sprachliche Überschwemmung, in der die anderen Sprachen ertrinken würden. So richtig in Gang kam diese Politik allerdings erst in der Dritten Republik, mit der Etablierung der „Schule der Republik“, dann aber mit großem Erfolg. Um 1940 ungefähr konnten die Franzosen endlich Französisch. Die anderen Sprachen Frankreichs sind zwar nicht ganz verschwunden, aber sie verstecken sich gleichsam in den privaten (ländlichen) Räumen, wo sie ihrem Ende entgegenmurmeln.

Die Französische Republik hat auch in neuerer Zeit nur zögerlich von dieser jakobinischen Sprachpolitik Abschied genommen. Diese hatte auf der ganzen Linie gesiegt und das Französische sogar in ihren konstitutionellen Körper eingeschrieben, das Französische ist Sprache der Republik (Artikel 2). Deswegen konnte sie auch den besiegteten Sprachen ein kleines untergeordnetes Eckchen in der Verfassung zugestehen. Wie andere regionale Institutionen sollen auch die Regionalsprachen als kulturelles Erbe („patrimoine“) bewahrt werden. Die Gefahr, die von ihnen ausging, ist ganz offensichtlich gebannt. Dennoch hat Frankreich die europäische Charta der Minderheitensprachen immer noch nicht ratifiziert. Die Republik hat immer noch Schwierigkeiten mit anderen Sprachen außer dem Französischen. Und in der aktuellen Auseinandersetzung um Korsika will auch der junge Präsident der Republik dem Korsischen, einer regionalen Variante des Italienischen, keinen Status als zweite Amtssprache der Insel gewähren.

Letzteres steht in einem gewissen Widerspruch zu Emmanuel Macrons Sorbonne-Rede vom 27. September 2017 über die Sprachen Europas. Denn diese Rede stellt eine geradezu revolutionäre Wende der republikanisch-jacobinischen Ein-



Sorbonne, September 2017: Zum ersten Mal denkt Emmanuel Macron Europa von den vielen Sprachen her. FOTO: AFP

Ein wenig Französisch

Emmanuel Macron trifft Wilhelm von Humboldt:
Das europäische Ende des sprachpolitischen Jakobinismus

Von Jürgen Trabant

schätzung sprachlicher Vielfalt dar. Die sprachliche Vielfalt Europas ist – jedenfalls außerhalb der Republik – wunderbar, ein kultureller Trumpf (atout) und eine einmalige Chance: „L'Europe du multilinguisme est une chance inédite“, „Das mehrsprachige Europa ist eine einmalige Chance.“

Dieses Lob sprachlicher Vielfalt beinhaltet eine Wende von der Französischen zur deutschen Sprachphilosophie. In Deutschland hatte schon Leibniz das englische und französische Lamento über die Vielheit der Sprachen in sein Gegenteil verkehrt und das in den verschiedenen Sprachen sedimentierte Denken als „wunderbare Vielfalt des menschlichen Geistes“ gefeiert. Diese positive Umwertung der sprachlichen Vielfalt wird aber nur in der deutschen Philosophie aufgenommen, obwohl Leibniz auf Französisch geschrieben hatte. Herder und dann vor allem Wilhelm von Humboldt griffen den Leibniz'schen Gedanken auf. Jede Sprache ist eine ganz besondere Art, die Welt zu sehen, und das ist wunderbar. Babel ist keine Strafe, sondern ein Geschenk.

Eben diese Sprachauffassung macht sich der französische Präsident zu eigen,

wenn er in seiner Europa-Rede sagt: „Das Universelle enthält sich den Menschen in mehreren Sprachen, von denen jede eine besondere Ansicht des Universellen aufdeckt.“ Er zitiert hier den Philosophen Emmanuel Mounier, aber das Zitat könnte auch von Wilhelm von Humboldt stammen, der seinerseits schreibt, auf der Grundlage der „gemeinsamen Natur der Menschheit“ sei die Verschiedenheit der Sprachen „eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst“. In diesem Sinne führt

Das Unübersetzbare der verschiedenen Sprachen muss man ertragen

Macron folgte die europäische Erfahrung sprachlicher Vielfalt zu geistigem Raffinement, zur „sophistication“, „Europa, das ist keine Gleichförmigkeit, in der sich alle auflösen sollen. Diese europäische Differenziertheit ist gerade die Fähigkeit, die verschiedenen Aspekte Europas zu denken, ohne die Europa niemals ganz es selbst ist.“ Wie Humboldt das Erlernen einer Fremdsprache als „Gewinnung eines

neuen Standpunkts in der bisherigen Weltansicht“ betrachtet, sieht auch Macron die Mehrsprachigkeit als Chance der Gewinnung eines „Reichtums der Welt“. Deswegen ist die Vielfalt der Sprachen Europas ein Trumpf (atout) und eine Chance.

Und Macron denkt weiter subtil humboldtisch, denn er weiß auch, dass diese Vielfalt nicht nur ein Reichtum des Denkens ist, sondern dass die geistige Verschiedenheit zugleich dem Verstehen Grenzen setzt. Macron spricht vom „intraduisible“, vom Unübersetzbaren der verschiedenen Sprachen, das man ertragen müsse. Das „intraduisible“ ist ein Anlass zum Weiterdenken und Weitersprechen. „Wie könnte je ein Wort, dessen Bedeutung nicht unmittelbar durch die Sinne gegeben ist, vollkommen einem Wort in einer andern Sprache gleich seyn?“, fragt Humboldt im Vorwort seiner Übersetzung des Agamemnon von Aischylos. Das Wort ist unübersetzbar, aber gerade deswegen, so Humboldt, muss übersetzt werden, nämlich um den eigenen Geist zu bereichern, „zur Erweiterung der Bedeutsamkeit und Ausdrucksfähigkeit“. Macron erkennt im „Unübersetzbaren“ die Chance, in eine Bemühung um das

Verstehen einzutreten, die den europäischen Geist lebendig erhält. Macrons Beispiel ist die Inkommensurabilität der Wörter für Schulden im Deutschen und im Französischen. Im Deutschen sei das Wort „Schulden“ (debita) mit „Schuld“ (culpa) verbunden im Gegenteil zum französischen „dettes“, wo es eine solche Assoziation nicht gibt.

Mit dem Unübersetzbaren kommt Macron zum tiefsten Gedanken seiner Rede: Ganz lässt sich das Unübersetzbare nämlich nicht aufheben. Auch hier spielt wieder Humboldt hinein: „Alles Verstehen ist immer zugleich ein Nichtverstehen.“ Aber, so Macron, gerade dieses Nichtverstehen, die letztlich nicht aufzuhebende Differenz bringt die Europäer dazu, einander zu vertrauen und miteinander zu handeln: „Das ist das Stück Geheimnis, das in jedem ist, es ist das Stück Vertrauen, das im europäischen Projekt steckt. Es ist die Tatsache, dass wir, auch wenn wir nicht dieselbe Sprache sprechen und angesichts des Unbekannten und der unüberwindbaren Differenz, im gegebenen Moment eben doch entscheiden, zusammen zu handeln, auch wenn wir uns eigentlich hätten trennen müssen.“ Tiefe sprachliche Verschiedenheit, das Unübersetzbare, wird die Grundlage der Freundschaft.

„Durch die Mannigfaltigkeit der Sprachen wächst unmittelbar für uns der Reichtum der Welt.“

Aus der Anerkennung der kognitiven Bedeutung der vielen Sprachen Europas leitet Macron die Notwendigkeit einer mehrsprachigen europäischen Bildung und der Gründung europäischer Universitäten ab. Man hat seinen Vorschlag hierzulande gleich weitergedacht als Vorschlag für die Gründung von Großinstitutionen à la University of California oder nach dem Modell des englischsprachigen Europäischen Hochschulinstituts in Florenz. Macron hat ganz offensichtlich nicht rein englischsprachige Institute vor Augen, die nur durch Mehrfachfinanzierungen „europäisch“ sind, obwohl auch er natürlich weiß, dass der Universitäts- und Wissenschaftszug schon längst – globaljakobinisch – einsprachig englisch unterwegs ist. Er denkt dennoch ausdrücklich an mehrsprachige wissenschaftliche Anstalten, wichtig ist ihm „ein Weg, wo jeder Student im Ausland studiert und Kurse in mindestens zwei Sprachen belegt“. Die Aufgabe, die der Präsident Europa gestellt hat, ist also wirklich europäisch.

Er hat überhaupt – das sollte man freudig aufnehmen – zum ersten Mal Europa von den vielen Sprachen her gedacht. Und er hat dieses vielsprachige Europa nicht – wie noch der deutsche Präsident Gauck in seiner Europa-Rede vor fünf Jahren – als sprachlichen Horror-Turm von Babel gesehen und eine europäische Einheitssprache propagiert. Er hat die sprachliche Vielfalt Europas nicht als Hindernis und Strafe – wie in der biblischen und jakobinisch-französischen Tradition – beklagt, sondern als geistigen Reichtum und als Trumpf gepriesen. In schärfstem Gegensatz zu Pastor Gauck schreibt er: „Statt den Überfluss unserer Sprache zu beklagen, müssen wir daraus einen Trumpf machen.“

Das ist für einen französischen Präsidenten ungefähr so revolutionär, wie wenn der Papst in seiner nächsten Enzyklika Frauen zum Priesteramt zulassen würde. Man kann es nur begeistert begrüßen. Und es ist des weiteren ein herrliches Angebot gerade an Deutschland, indem es deutsches Sprachdenken als zentralen politischen Grundgedanken für Europa aufgreift. Macron sagt nicht, dass dies eine leichte Aufgabe sei. „Man muss das ertragen“, „il faut le porter“, es ist eine Sisyphus-Aufgabe. Aber mit Camus möchte er sich Sisyphus als einen glücklichen Menschen vorstellen. „Vos générations ont à conjuguer cette Europe en plusieurs langues“, „eure Generation muss dieses Europa in mehreren Sprachen konjugieren“, ruft er den jungen Leuten zu. Das ist eine große Chance. Denn wie sagte doch Wilhelm von Humboldt? „Durch die Mannigfaltigkeit der Sprachen wächst unmittelbar für uns der Reichtum der Welt.“ Bereichern wir uns also! Und der glückliche Sisyphus müsste durchaus auch das Korsische ertragen können.

Der Sprachwissenschaftler Jürgen Trabant veröffentlichte 2014 „Globalesisch oder was? Ein Plädoyer für Europa“ (Verlag C. H. Beck).